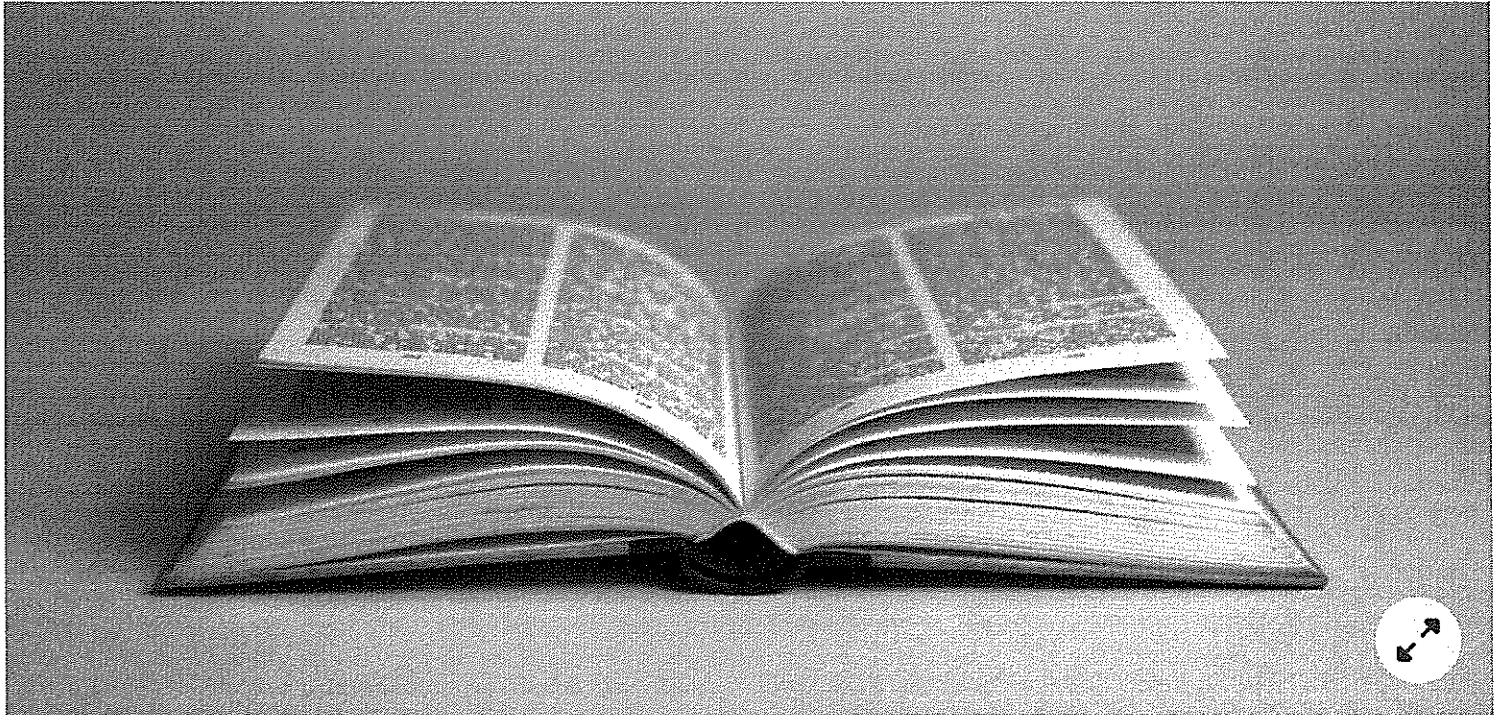


Wir sind erschöpft – und dabei geht es uns noch gold

Stand: 02.01.2021 | Lesedauer: 9 Minuten

Von Janika Gelinek



Quelle: picture alliance / SULUPRESS.DE

Seit zehn Monaten leidet das öffentliche literarische Leben unter der Pandemie. Denn hybrid und digital ist nicht real. Jetzt ruft eine Berliner Literaturveranstalterin um Hilfe. Sie hat aber auch Pläne für mehr Systemrelevanz.

Erst wollte ich in einer destruktiven Anwendung nur den Desinfektionsspender zertrümmern, den wir als eine der vielen Hygieneschutzmaßnahmen angeschafft hatten und der nun grotesk überflüssig im verwaisten Foyer herumsteht. Aber der kann ja auch nichts dafür. Dann wollten wir mit einem Megafon, einst Teil einer lustigen Performance, unsere Verzweiflung in Form von zehn Geboten auf die Fasanenstraße hinausbrüllen:

„1. Ich bin die Kultur. Du sollst nicht glauben, dass ich verzichtbar sei. 2. Du sollst den Namen der Kultur nicht als Freizeit missbrauchen!“ Und so weiter. Aber wäre das nicht

genau wieder eine jener Aktionen, mit denen „die Kreativen“ sich als ach so lustig und flexibel in der Krise unter Beweis stellen, ohne dass die existenzielle Dringlichkeit des Anliegens deutlich würde – abgesehen davon, dass die Fasanenstraße mit ihren vereinzelt Passanten leider ungeeignet ist für publicitywirksamen Radau. Sollten wir also vors Abgeordnetenhaus oder gleich vor den Reichstag ziehen, um – ja, um was genau?

Wie viele andere Kulturinstitutionen haben wir uns im Literaturhaus Berlin zehn Monate lang ununterbrochen etwas Neues einfallen lassen: Nach Beginn des ersten Lockdowns verlegten wir das komplette Programm ins Netz. Lernten viel über Streamings, Internetstärke, Headsets, Klickzahlen. Gestalteten die Hygienevorschriften bunt, damit man beim Betreten des Hauses kein Krankenhausgefühl bekam, entwarfen einen Mundschutz und ein neues Plakat, bei dem man im Bedarfsfall schnell passende Aufkleber über obsolet gewordene Veranstaltungen kleben konnte. Wir bauten eine neue Bühne und verlegten im Sommer unsere Lesungen in den Garten, mieteten Gartenstühle, testeten Lichterketten und Lampions, schafften Decken an, wuschen, desinfizierten. Abend für Abend liehen wir Headsets aus, damit die Besucher*innen auch im Garten den Mindestabstand einhalten konnten.

Wir haben Musik vom Balkon gemacht, arabische Performances gestreamt, wir waren Gastgeber für „1:1 Concerts“, wir haben einen Podcast erfunden, einen digitalen Leseklub ins Leben gerufen, unsere Stadtführungen abgefilmt. Im Haus haben wir Abstände gemessen und Leinwände installiert, nur um im zweiten Lockdown alles wieder umzubauen, die Türen für das Publikum zu schließen und, nun technisch aufgerüstet und versiert, ein dreitägiges Climate Fiction Festival

([/kultur/literarischewelt/plus221926726/Wenn-Schriftsteller-zu-Klima-Aktivisten-werden.html](https://kultur/literarischewelt/plus221926726/Wenn-Schriftsteller-zu-Klima-Aktivisten-werden.html)) zweisprachig live zu streamen.

Unsere Mitarbeiter*innen waren nicht in Kurzarbeit, sondern machten Überstunden, lernten neu und um, so anspruchsvoll und anstrengend gestaltete sich das ständige Reagieren auf neue Verordnungen, im verzweifelten Bemühen, den Kontakt zu unserem Publikum nicht zu verlieren – von dem doch auch Besucher*innen fast weinend vor

unserer Tür standen, weil sie kein Internet haben, nicht wussten, wie sie mit uns in Kontakt treten sollten.

Wir sind erschöpft – und dabei geht es uns noch gold: Als voll subventioniertes Haus sind wir, anders als viele andere Veranstalter, nicht abhängig von den Einnahmen jedes einzelnen Abends. Nur deswegen konnten wir das ganze Jahr über Programm machen, unsere Autor (<https://www.welt.de/themen/autoren/>)*innen und Mitarbeiter*innen bezahlen, die notwendigste Technik anschaffen. Nur deswegen konnten wir weitermachen und unserem Auftrag gerecht werden, Literatur zu präsentieren, zu verhandeln und zu fördern, mögen die Umstände auch noch so dagegen sein. Das ist der Luxus deutscher Kulturförderung. Das ist die bis dato so lebendige deutsche Kulturlandschaft. Was sie uns wert ist, werden die kommenden Monate zeigen.

Denn jetzt, nach fast einem Jahr Corona, geht es weniger darum, ob wir am 10. Januar (aussichtslos) oder am 10. Februar (unwahrscheinlich) oder am 10. März (wild guess anyone?) wieder öffnen dürfen, wobei diese schreckliche Perspektivlosigkeit für viele kleinere Veranstalter bereits matchentscheidend ist. Sondern darum, wie lange wir es uns noch leisten wollen, Kultur als „Freizeitvergnügen“ und damit als verzichtbar zu labeln.

Kultur als Freizeitvergnügen

So ist es geschehen im ersten Lockdown, so auch beim „Lockdown light“ Anfang November. In den neuesten Verordnungen vom 10. Dezember ist von den Kultureinrichtungen noch nicht einmal mehr die Rede. Das mag schierem Pragmatismus geschuldet sein (die sind ja eh schon zu), zugleich aber droht die Kultur damit noch weiter ins Abseits zu rutschen, in das sie mit ihrer Deklaration beziehungsweise Deklassierung als „Freizeit“ geraten ist. „Freizeit“ – an sich ein schönes Wort – beinhaltet Verzichtbarkeit: Wenn man viel zu tun hat (is ja Pandemie), kann man keine Freizeit machen.

Doch Kunst und Kultur – darauf kann nicht oft genug hingewiesen werden, weil es viel

subtiler, komplexer und tiefgreifender ist, als mit Desinfektionsspendern oder Megafonen herumzukrawallen – hat eine essenzielle Funktion in der offenen Gesellschaft, sie ist, im neuen Jargon, „systemrelevant“. Nämlich als jene Branche, die das System immer wieder befragt und ihm seine Schwächen, Brüche, Widersprüche aufzeigt, die Abend für Abend verhandelt, wer wir waren, wer wir sind, wer wir sein könnten. (Und da ist das beschwingte Glück, das man nach dem Besuch eines Musicals oder eines romantischen Hollywood-Blockbusters empfinden mag, noch gar nicht eingepreist, ebenso wenig wie die längst verschütteten Erinnerungen, die einem während eines Liederabends plötzlich vor dem inneren Auge stehen.) Können wir es uns in einer Krise wie der jetzigen wirklich leisten, darauf zu verzichten? Echt jetzt? Ernsthaft?

Die Systemrelevanz

Dabei hat die riesige Branche „Kunst und Kultur“ – die, das hier mal nur nebenbei, 2019 über 1,8 Millionen Beschäftigte hatte und mit 3,1 Prozent des Bruttoinlandsproduktes 174 Milliarden Euro umgesetzt hat (Quelle: Bundeswirtschaftsministerium) – gar keine Gegner. Alle gehen gerne ins Kino. Alle finden es schön, dass es Theater gibt. Alle bedauern es, dass man gerade nicht im Chor singen kann. Keiner möchte sich auf die Dauer nur mit Streamings zufriedengeben. Ist doch nur temporär! Bald werden wir uns alle im Foyer wiedersehen!

Allerdings müsste man sich dafür noch daran erinnern, wie bereichernd es war, im Foyer zu stehen und erregt Meinungen auszutauschen. Der Stachel eines schrecklichen Verlustes und Versäumnisses müsste stärker werden, von Woche zu Woche, von Lockdown zu Lockdown. Und nie, nie, nie darf man dem Glauben anheimfallen, das sei ja alles schön und gut, das Tanzen, Singen, Lesen, Musizieren, Rezitieren, aber nun mal für bessere Zeiten gedacht.

Eine solch wohlmeinende Marginalisierung lässt sich gut in den vielen Porträts studieren, die in den letzten Wochen über freischaffende Musiker, Sängerinnen, Autorinnen erschienen sind. Besorgt werden sie nach ihren psychischen und ökonomischen

Verhältnissen befragt, nach den abgesagten Engagements, den düsteren Zukunftsaussichten ohne die geringste Planungssicherheit.

Alle erzählen, wie sehr sie den Kontakt mit dem Publikum vermissen, den Resonanzraum ihrer Kunst, und dass sie nicht wissen, ob und wie sie die nächsten Monate überstehen sollen. Bei den so Porträtierten beugt man sich als Leserin zwangsläufig über das Elend wie über verwaiste Tierbabys in einem Pappkarton: Die Ärmsten! So was Gemeines! Künstler*innen werden als bemitleidenswerte Individuen dargestellt, die jede*r für sich etwas Schönes vorführen können, das sie nur eben leider jetzt und auf unbestimmte Zeit nicht ausüben dürfen.

In dieser gar nicht böse gemeinten, gewissermaßen kopftätschelnden Individualisierung des Problems wird es immer schwieriger, die Stimme zu erheben und auf die Kultur als tragenden Pfeiler der offenen, pluralistischen Gesellschaft zu verweisen. Stimmt es mich deswegen so glücklich, dass in Berlin die Buchhandlungen dank eines durchsetzungsstarken Kultursenators im ersten wie auch im zweiten Lockdown geöffnet bleiben durften: Als „geistige Tankstellen“ wurden sie als systemrelevant eingestuft. Es bleibt jedoch vorderhand das einzige qualifizierende Anerkennung und steht recht einsam im unhinterfragten bundesdeutschen Konsens über Kultur als Freizeit herum.

Die Branche ist entkräftet und entmutigt: nach den geballten kreativen Anstrengungen, ungezählten Streamings, nach der kostspieligen Umsetzung der Hygieneverordnungen, und vor allem seit Wochen und Monaten von ihrem Publikum abgeschnitten, der Lebensader eines jeden Veranstaltungshauses. Anders als Fleischproduzenten, Autohersteller und Flugzeugbetreiber versteht sich die Kulturbranche in Sachen Lobbyarbeit nicht gerade als Ärmel aufkrepelnde Gewerkschaft. (Man könnte auch sagen, sie versteht sich gar nicht auf Lobbyarbeit.)

Wie Lobbyarbeit geht

Um zu wissen, wie es geht, studiere man nur einmal die Forderungen der Wirtschaft in den Pressemeldungen nach dem Beschluss des zweiten Lockdowns: Da fordert die Immobilienwirtschaft (ja, richtig gelesen: die Immobilienwirtschaft) staatliche Hilfsprogramme, der Deutsche Städte- und Gemeindebund substanzielle finanzielle Hilfe, „sonst werden wir unsere Innenstädte im kommenden Jahr nicht wiedererkennen“, und der Handelsverband Deutschland (HDE) die gleiche Entschädigung für den Einzelhandel, die zuvor bereits die Gastronomie erhalten hat: „Wenn die Läden geschlossen werden, müssen sie mit 75 Prozent des Vorjahresumsatzes entschädigt werden. Das gebietet schon die Gleichbehandlung.“

So was sollten wir auch mal raushauen, liebe Kolleg*innen von der Kunst und Kultur! Das gebietet schon die Gleichbehandlung! Problem: Es geht bei uns zwar auch um Umsatz, aber eben nicht nur. Schon fehlt eine zentrale Vokabel im Aufmerksamkeitsdiskurs. Denn Umsatz ist messbar, Umsatz kann „einbrechen“, und schon verfügt man über eine wirkungsvolle Metapher, die eine sofortige Handlungsaufforderung beinhaltet. Wie rührend wirkt dagegen der Claim „Ohne (K)uns(t) wird's still“, den einige Kinos und Klubs auf ihre verwaisten Ankündigungsplakate klebten.

Das stimmt, ist aber eben nur der kleinste gemeinsame Nenner. Genauso gut könnte man im Gerempel der nach staatlichen Förderungen verlangenden Wirtschaftsvertreter sagen: Ohne uns wird es viel zu laut. Ohne uns fehlt Differenzierung, Kritik, Erkenntnis, Empathie, Reflexion in der kapitalistischen Kakophonie, ohne uns fehlen die ganz leisen Töne einer Ouvertüre wie auch der subtile böse Blödsinn des Kabarett, das dringend mit der Arbeit weitermachen und sich des ganzen neuen Corona-Vokabulars annehmen müsste.

Nein, es lässt sich nicht immer sagen, schon gar nicht berechnen, was eigentlich an einem besonderen Abend in der Oper oder im Literaturhaus geschieht, an dem man unwillkürlich bereichert und beschenkt (oder auch: fuchsteufelswild vor Zorn) nach Hause geht. Es ist vielmehr die unschätzbare, niemals hoch genug zu lobende Errungenschaft der deutschen Kulturförderung, dass man es nicht muss. Eindrücke müssen nicht eins zu eins ihr Geld

wert sein, können wiederholt und auf den Prüfstand gestellt werden, gehen Sie einfach noch mal hin und diskutieren Sie sich mit Ihren Begleiter*innen um Kopf und Kragen!

Rettungsschirme reichen nicht

So wie sich viele Kulturveranstaltungen ökonomisch „nicht rechnen“, so ist auch nicht leicht quantifizierbar, welchen Dienst sie der demokratischen Gesellschaft leisten: Kunst stellt nichts her, aber sie stellt permanent infrage. Genau deswegen müssen wir sie uns leisten – je länger die Pandemie dauert, umso mehr. Alle sind dafür gefordert: Die Politik, die ihre Rettungsschirme auch über der Kulturbranche und ihren vielen ganz unterschiedlichen Akteurinnen aufspannen muss.

Die Kulturinstitutionen selbst, sich untereinander solidarisch zu zeigen, gerade auch die subventionierten Häuser mit der freien Szene. Und das Publikum, das lautstark nach seiner kulturellen Versorgung verlangen muss. Denn wie sollen wir aus dieser Krise lernen und wie sollen wir auf künftige Krisen vorbereitet sein, wenn wir sie nicht vor Publikum auf der Bühne verarbeiten? Oder auch: uns stärken und bewahren, indem wir uns in den Museen und Konzertsälen den ständigen aktualitäts- und reaktionsheischenden Diskursen entziehen, um sich ihnen auf dem Heimweg, voll mit neuen Gedanken und Eindrücken, anders stellen zu können. Auf den Desinfektionsspender können wir alle hoffentlich eines Tages verzichten – darauf nicht.

Janika Gelinek leitet gemeinsam mit Sonja Longolius das Literaturhaus Berlin

(<https://www.literaturhaus-berlin.de/>).

Teilen Sie die Meinung des Autors?

JA  12

NEIN  32